

## Warum sehen uns Tiere an?

In Westeuropa und Nordamerika setzte im 19. Jahrhundert ein Prozess ein – an dessen Ende heute der korporierte Kapitalismus des 20. Jahrhunderts steht –, durch den alle Traditionen, die bisher zwischen dem Menschen und der Natur vermittelt hatten, zerbrachen. Vor diesem Bruch bildeten die Tiere den innersten Kreis der menschlichen Umgebung. Aber vielleicht suggeriert dies bereits eine zu grosse Distanz: das Tier befand sich zusammen mit dem Menschen im Zentrum der Welt. Solche Zentralität war natürlich sowohl ökonomisch als auch produktiv. Wie auch immer sich Produktionsmittel und Sozialstruktur änderten, die Menschen waren von den Tieren abhängig, was Nahrung, Arbeit, Transportmittel und Kleidung anging.

Doch die Annahme, dass Tiere in der menschlichen Vorstellung zuallererst als Fleisch oder Leder oder Horn auftraten, heisst, eine Haltung des 19. Jahrhunderts Jahrtausende zurück zu projizieren. Tiere fungierten in der Vorstellung zuerst als Botschafter und Verheissung. Zum Beispiel begann man Rinder nicht einfach in der Aussicht auf die Gewinnung von Milch und Fleisch zu domestizieren. Rindvieh hatte magische Funktionen als Orakel und als Opfer. Und die Auswahl einer bestimmten Tierart, die magisch, zähmbar und zum Verzehr bestimmt war, wurde ursprünglich von den Gewohnheiten, der Erreichbarkeit und der «Einladung» des fraglichen Tieres bestimmt.

Der gute weisse Ochse ist meine Mutter,  
Und wir sind das Volk meiner Schwester,  
Das Volk von Nyarian Bul...

Freund, starker Ochse der gespreizten Hörner,  
Der Du immer in der Herde brüllst,  
Du Ochse, Kind vom Sohn des Bul Maloa.

(The Nuer: a Description of the Modes of Livelyhood and Political Institutions of a Nilotic People, von Evans-Pritchard.)

Tiere werden geboren, sie sind fühlende und sterbliche Wesen. Darin gleichen sie dem Menschen. Sie unterscheiden sich vom Menschen weniger in ihren grundsätzlichen als in ihrer sichtbaren Anatomie –, in ihren Gewohnheiten, ihrer Zeit, ihren physischen Fähigkeiten. Sie sind sowohl gleich als auch ungleich.

«Wir wissen, was die Tiere tun und was der Biber und die Bären und der Lachs und die andern Kreaturen brauchen, denn einmal waren unsere Männer mit ihnen verheiratet und erhielten dieses Wissen von ihren Tierfrauen.» (Indianer aus Hawaii, zitiert bei Claude Lévi-Strauss in Das wilde Denken).

Die Augen eines Tieres sind, wenn sie einen Menschen betrachten, aufmerksam und wachsam. Das gleiche Tier wird wahrscheinlich andere Tiere auf die gleiche Weise ansehen. Für den Menschen ist kein besonderer Blick reserviert. Doch keine andere Gattung als die des Menschen wird den Blick des Tieres als vertraut empfinden. Andere Tiere nimmt der Blick gefangen. Der Mensch jedoch wird sich, indem er den Blick erwidert, seiner selbst bewusst.

Das Tier beobachtet ihn genau, über einen schmalen Abgrund des Nicht-Verstehens hinweg. Aus diesem Grund kann der Mensch das Tier überraschen. Doch auch das Tier – selbst wenn es domestiziert ist, vermag den Menschen zu überraschen. Der Mensch blickt ebenfalls über einen ähnlichen, wenn auch nicht identischen Abgrund des Nicht-Verstehens hinweg. Wo immer er auch hinblickt. Er blickt immer über einen Abgrund aus Unwissenheit und Angst. Wenn er nun von einem Tier wahrgenommen wird, wird er so gesehen, wie er seine Umgebung sieht. Weil er dies erkennen kann, wird ihm der Blick des Tieres zu einem vertrauten. Und doch ist das Tier verschieden und kann nie mit einem Menschen verwechselt werden. Daher schreibt man Tieren eine Macht zu, die sich zwar mit menschlicher Macht vergleichen lässt, doch niemals mit ihr zusammenfällt. Das Tier hat etwas Geheimnisvolles, das, anders als die Geheimnisse der Höhlen, Berge und Meere, sich in besonderer Weise an den Menschen wendet.

Die Beziehung zwischen Mensch und Tier wird vielleicht klarer, wenn man den Blick des Tieres mit dem Blick eines andern Menschen vergleicht. Zwischen zwei Menschen werden die zwei Abgründe, jedenfalls im Prinzip durch die Sprache überbrückt. Wenn sie sich auch feindlich gegenüberstehen und kein Wort fällt (selbst wenn die beiden verschiedene Sprachen sprechen), ermöglicht die blosse Existenz der Sprache, dass zumindest, einer, oder vielleicht beide, sich durch den andern bestätigt. Die Sprache erlaubt es dem Menschen, auf den andern zu rechnen wie auf sich selbst. (Die Bestätigung, die Sprache vermittelt, kann auch menschliche Unwissenheit und Angst einschliessen. Beim Tier ist Angst die Reaktion auf ein Signal, beim Menschen dagegen ist sie endemisch.)

Kein Tier aber bestätigt den Menschen, weder im positiven noch im negativen Sinne. Das Tier kann getötet werden und gegessen, so dass seine Energie der des Jägers hinzugefügt wird. Das Tier kann gezähmt werden, so dass es den Bauern versorgt und für ihn arbeitet. Aber die ihm fehlende gemeinsame Sprache, sein Schweigen gewährleisten seine Distanz, seine Verschiedenheit, seine Ausgeschlossenheit vom Menschen.

Gerade wegen dieser Verschiedenheit kann jedoch das Leben eines Tieres, obwohl niemals mit dem Menschen zu verwechseln, als parallel zu diesem verstanden werden. Nur im Tod treffen sich die beiden parallelen Linien; kreuzen sich vielleicht nach dem Tod, um dann wieder parallel nebeneinander zu laufen: daher der weitverbreitete Glaube an die Seelenwanderung.

Auf Grund dieser Parallelität bieten die Tiere dem Menschen eine Gesellschaft an, die sich gänzlich von der menschlichen unterscheidet. Sie ist deshalb anders, weil sie der Einsamkeit des Menschen als Gattung angeboten wird.  
(...)

Die Parallelität ihrer ähnlichen/unähnlichen Leben hatte zur Folge, dass Tiere einige der ersten Fragen herausforderten und zugleich die Antworten darauf anboten. Das erste thematische Objekt für die Malerei war das Tier. Wahrscheinlich war die erste Farbe Tierblut. Und es ist nicht unsinnig anzunehmen, dass die erste Metapher das Tier war.

Rousseau behauptete in seinem Essay über den Ursprung der Sprachen, dass Sprache aus der Metapher geboren wurde: «Wie Emotionen die ersten Motive waren, die den Menschen dazu veranlassten zu sprechen, so waren seine ersten Äusserungen Tropen (Metaphern). Die figurative Sprache wurde zuerst geboren, eigentliche Bedeutungen wurden erst zuletzt gefunden.»

Wenn die erste Metapher ein Tier war, so deshalb, weil die grundlegende Beziehung zwischen Mensch und Tier eine metaphorische war. In dieser Beziehung enthüllte das, was den beiden Begriffen – Mensch und Tier – gemeinsam war, auch das, was sie unterschied. Und umgekehrt.

In seinem Buch über Totemismus kommentiert Lévi-Strauss Rousseaus Überlegungen: «Weil der Mensch sich ursprünglich mit all jenen identisch fühlte, die wie er waren (zu denen wir, wie Rousseau besonders betont, die Tiere rechnen müssen), erwarb er schliesslich die Fähigkeit, sich abzugrenzen, wie er sie gegeneinander abgrenzte – das heisst, die Verschiedenheit der Arten zur begrifflichen Unterstützung für die soziale Abgrenzung zu benutzen.»  
(...)

Die Ilias ist einer der ersten uns zugänglichen Texte, und in ihr enthüllt die Verwendung der Metapher noch die Nähe von Mensch und Tier, jene Nähe, aus der die Metapher selbst entstand. Homer beschreibt den Tod eines Soldaten auf dem Schlachtfeld und dann den Tod eines Pferdes. Beide Tote sind in Homers Augen in gleicher Weise transparent; es gibt in dem einen Fall nicht mehr Brechung als in dem anderen.

«Aber Idomeneus traf in des Erymas' Mund mit des Erzes/Stoss; und es drang aus dem Nacken die ehrene Lanze durchbohrend/ Unter dem Hirn ihm hervor und zerbrach die Gebeine des Hauptes;/ Und ihm entstürzten die Zähn', und Blut erfüllte die Augen /Beid', auch atmet' er Blut aus dem offenen Mund und der Nase /Röcheln empor; und dunkles Gewölk des Todes umhüllt' ihn.» Das war ein Mensch.

Drei Seiten weiter ist es ein Pferd, das getroffen zu Boden sinkt: «Auch Sarpedon verfehlt' ihm selbst (Patroklos) mit der blinkenden Lanze, /Werfend den andern Wurf; doch Pedasos stürmt' er dem Rosse, /Rechts in die Schulter den Speer; und es röchelt schwer aufatmend, /Stürzte dann in den Staub mit Geschrei, und das Leben entflog ihm.» Das war ein Tier.

Jahrhunderte später systematisiert Aristoteles in seiner Geschichte der Tiere, dem ersten bedeutenden wissenschaftlichen Werk zu diesem Thema, die vergleichbare Beziehung zwischen Mensch und Tier.

«Bei der Mehrzahl der Tiere findet man Spuren von physischen Eigenschaften und Haltungen, die bei den Menschen etwas stärker differenziert sind. Denn genauso, wie wir auf Ähnlichkeiten in den physischen Organen hinweisen, erkennen wir in einer Reihe von Tieren Sanftmut und Wildheit, Milde oder Gereiztheit, Mut oder Furchtsamkeit, Angst oder Vertrauen, Optimismus oder gemeine List, und im Hinblick auf die Intelligenz etwas Kluges Verwandtes. Einige dieser Eigenschaften unterscheiden sich beim Menschen nur quantitativ, wenn man sie mit den entsprechenden Eigenschaften bei den Tieren vergleicht: das heisst, dass der Mensch mehr oder weniger von einer Eigenschaft hat, und ein Tier mehr oder weniger von einer anderen; andere Eigenschaften im Menschen werden von analogen und nicht von identischen Eigenschaften repräsentiert; so wie wir zum Beispiel beim Menschen Wissen, Weisheit und Klugheit finden, so finden wir bei Tieren gewisses natürliches Potential, das mit diesen Eigenschaften verwandt ist. Die Wahrheit dieser Behauptung versteht man besser, wenn man sich das Phänomen der Kindheit ansieht: denn in Kindern beobachten wir die Spuren dessen, was eines Tages feste psychologische Gewohnheiten sein werden, obwohl sich ein Kind psychologisch vorerst kaum von einem Tier unterscheidet...»  
(...)

Während der letzten zwei Jahrhunderte verschwanden die Tiere allmählich. Heute leben wir ohne sie. Und in dieser neuen Einsamkeit macht uns der Anthropomorphismus doppelt unsicher.

Der entscheidende theoretische Bruch kam mit Descartes. Der Dualismus, der in der Beziehung des Menschen zum Tier lag, wurde von Descartes internalisiert, er verlegte ihn in den Menschen. Indem er strikt den Körper von der Seele trennte, überliess er den Körper den Gesetzen der Physik und Mechanik, und da Tiere keine Seelen besaßen, wurde das Tier auf das Modell einer Maschine reduziert.

Erst etwa ein Jahrhundert später zeigt der grosse Naturforscher Buffon – obwohl er auch das Maschinenmodell akzeptiert und anwendet, um Tiere und Fähigkeiten zu klassifizieren – wieder eine gewisse Zuneigung gegenüber Tieren, die sie zeitweise erneut als Gefährte gelten lässt.

«In dem Masse, wie sich der Mensch über den Naturzustand erhoben hat, sind die Tiere unter ihn hinabgefallen: erobert und versklavt oder als Rebellen behandelt und mit Gewalt in alle Winde verstreut, haben sich ihre

Gemeinschaften aufgelöst, ist ihre Fertigkeit unproduktiv geworden und ihre Kunst verschwunden, (...) Die Biber sind vielleicht das einzig lebende Beispiel, das letzte Denkmal jener Tier-Intelligenz...»

In früheren Jahrhunderten gab es nur wenige Tierspielzeuge. Sie erzeugten nicht die Illusion, Tiere realistisch abzubilden, sondern waren nur symbolisch gemeint. Es ist der Unterschied zwischen einem traditionellen Steckenpferd und dem Schaukelpferd: ersteres war einfach ein Stock mit einem stilisierten Kopf, den Kinder wie einen Besenstiel ritten; letzteres war die genaue Nachbildung eines Pferdes, realistisch angemalt, mit echten Zügeln und Leder, einer echten Mähne aus Pferdehaar und einer Bewegung, die der eines galoppierenden Pferdes ähneln soll. Das Schaukelpferd war eine Erfindung des 19. Jahrhunderts. Die neue Nachfrage nach naturähnlichem Tierspielzeug führte zu andern Herstellungsmethoden. Man produzierte die ersten ausgestopften Tiere, und die teuersten wurden mit echter Tierhaut überzogen – gewöhnlich die Haut togeborener Kälber. Zur gleichen Zeit tauchten die ersten weichen Tiere auf – Bären, Tiger, Hasen – , eben solche, die Kinder gerne mit ins Bett nehmen. Und so fällt die Herstellung realistischen Tierspielzeugs mehr oder weniger mit der Entstehung der öffentlichen Zoos zusammen. (...)

Der Zoo kann nur enttäuschen. Der öffentliche Zweck eines Zoos besteht darin, den Besuchern die Möglichkeit zu geben, Tiere anzusehen. Doch nirgends im Zoo kann ein Fremder dem Blick des Tieres begegnen. Der Blick des Tieres flackert höchstens und wendet sich dann anderem zu. Die Tiere blicken aus den Augenwinkeln heraus. Sie sehen blind in die Ferne. Sie suchen alles mechanisch ab. Sie sind Begegnungen gegenüber immunisiert, da nichts mehr im Zentrum ihrer Aufmerksamkeit stehen kann.

Das ist die letzte Konsequenz ihrer Verdrängung. Dieser Blick zwischen Tier und Mensch, der vielleicht eine wesentliche Rolle in der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft gespielt hat und mit dem auf jeden Fall alle Menschen noch bis vor weniger als einem Jahrhundert gelebt haben, wurde ausgelöscht. Auch wenn der Zoobesucher jedes einzelne Tier ansieht, ist er, wenn er ohne Begleitung kommt, immer allein. Der Mensch in der Masse gehört einer Spezies an, die schliesslich auch isoliert wurde.

Dieser historische Verlust, als dessen Mahnmal die Zoos gelten können, ist für die Kultur des Kapitalismus nicht wiedergutzumachen.

Auszüge aus:

John Berger: Das Leben der Bilder oder die Kunst des Sehens. Berlin 1992